



Studio Prekär: Marie-Luise Lange & Jeroen Singer
«PREKARIA - Eine Uraufführung»
24.10. - 21.11.2015

Rhythmisierung der Existenz
Christoph Brunner

Das Wort vermag es nicht die Muster der Identifikation zu brechen. Wenn in der Videoper *Prekaria* Menschen über das vergangene Regime der DDR zur Rede kommen, entsteht ein Geflecht aus persönlichen Erinnerungen, gepaart mit Empfindungen an Zustände und Verhaltensweisen sowie Abbilder einer immer weiter verblassenden Realität. Würde man die Interviewpassagen der Arbeit als deren Kern betrachten, so würde man den Rhythmus der Sprache mit ihren Bedeutungszusammenhängen in den Vordergrund rücken. In der Form der Rede wird dies deutlich. Die beiden Künstler_innen setzen ihre Gesprächspartner an den Tisch, es hat etwas von Befragung, ja fast Verhör. Die Fragen sind präzise, durchleuchten Aspekte des sozialistischen Regimes und zielen oft auf die Ansichten des Einzelnen. Reflexionen verweisen auf eine Realität, deren Legitimation durch ein Staatsgefüge getragen wurde, das es so nicht mehr gibt. Was bleibt, so möchte man meinen, sind die persönlichen Gedächtnissplitter, die einem Diskurs der Wahrheit, wie er auch von anderen Staatsgefügen geführt wird, teilweise widersprechen. In den Antworten wird klar, dass jegliche Formen der individuellen oder kollektiven Erinnerung zugleich zu groß und zu klein sind, um der Totalität der gelebten Zeit gerecht zu werden. Diese Totalität geht meist einher mit der Totalität politischer Regime und ihrem Verhältnis zur Sprache als dem dominantesten Ort der Bedeutungseinschreibung. Die Befragungen bewegen sich in heterogenen Zeitlichkeiten. Zum einen ist es die Zeit der anwesenden Körper mit ihrem Gedächtnis. Zum anderen tauchen zeitliche Schichtungen von gelebter Einschreibung auf, die sich mit kleinen Differenzen wiederholen und so zu einem Ganzen, wenn auch fragmentarisch, aufgelöst werden. Würde man diese Erinnerungsfragmente einer aufgelösten Realität allein an die Sprache binden, so ließe sich die Identität des Subjekts (menschlich und sprachlich) nicht vom Zugriff des Regimes lösen - jeglichen Regimes.

Die Nähe zwischen dem Vergangenen des sozialistischen Regimes und heutigen politischen Regimen wird deutlich durch die Sprache selbst, durch das Subjekt in der Sprache, das Identität stiftet und Halt gibt. Das politische Regime wird hier auch immer zum Sprachregime und darüber hinaus zur Abrichtung der Körper. *Prekaria* hat sich zur Aufgabe gemacht diesem Anspruch der Sprache auf Wahrheit in der Erinnerung eine andere Fassung der Realität von Erfahrung entgegenzusetzen. Begreift man das Interview als territoriale Praxis, die Erinnerungen einem Rhythmus der Sprache unterwirft, so sind die musikalischen und farblichen Aspekte der dreistündigen Videoarbeit ein erster Anhaltspunkt zur Vervielfältigung von Rhythmen, bzw. Anzeichen einer Deterritorialisierung. Gegen die Sprache der Erinnerung als dominanter Rhythmus der Identifikation arbeitet *Prekaria* mit visuellen Effekten und mit Gesang. Die Interviewten werden durch Videoeffekte verfremdet und so zu diagrammatischen Zerrbildern, aufgeladen mit Farbintensitäten. Diese verqueren Gestalten brechen mit der Ernsthaftigkeit der Situation, bzw. dem antrainierten Ernst, mit dem man Regimen begegnet. Es geht nicht darum die Aussagen in ihrer Schwere aufzulockern oder sich gar lustig zu machen. Die Verzerrungen und intensiven Farbgebungen legen viel eher einen nicht rein sprachlichen Zugang zu den Inhalten des Gesprochenen und eröffnen einen erweiterten Wahrnehmungsraum.



Es gilt durch die Loslösung der Wahrnehmung vom Subjekt die zeitlichen Hierarchien der Gegenwart zu durchbrechen. Gleiches geschieht, wenn die Aussagen zur DDR von Wesen kommen, die sich einer visuellen Identität entziehen und somit das gesprochene Wort aus dem Erinnerungskontext herausbrechen. Identifikation der eigenen Person mit einem Regime, und sei es auch in Ablehnung und Kritik, greift nicht mehr. Es gibt keine klaren Rückbezüge mehr, die sich von der gelebten Gegenwart lösen lassen und so eine Linearität von Zeit vorgeben würden. Der einfangende Rhythmus der Sprache paart sich hier mit neuen visuellen Rhythmen, über drei Projektionen verteilt, um eine Eindeutigkeit der Aussagen im Sinne eines Sprachregimes zu deterritorialisieren. Dies heißt nicht, dass die Aussagen falsch wären oder nicht von belang sind, ganz im Gegenteil verdeutlicht *Prekaria*, dass wir immer wieder Fragen müssen „was es denn noch gibt“ jenseits der Sprache, um nicht in ihr Regime der Kontrolle zurück zu fallen. Die Verfremdungseffekte sind in diesem Sinne auch keine Verfremdungen eigentlich klarer Figuren, sondern sie verweisen auf eine Vielheit von Ausdrucksweisen, die mit den Gesten, Sprachlichkeiten, Körpern, ja einer ganzen Palette kleinster Bewegungen, einhergehen. Erst auf dieser Ebene und nicht auf der Ebene des kollektiven Gedächtnisses (Traumas) werden die mehr-als-sprachlichen Dimensionen eines Regimes deutlich. Es sind die Formationen und Formatierungen, die sich in neue Regime und ihre Lebensweisen eingeschrieben haben, nicht bloß ihre Erinnerung. Sie nehmen in ihrer Besessenheit und perfiden Einschreibungen Zukünftiges vorweg, als eine Strategie der Wiederholung ohne Differenz. Es ist dieses Muster der Identifikation, der *Prekaria* neue Rhythmen entgegengesetzt.

Die Aufteilung der Arbeit auf drei Projektionsflächen de-hierarchisiert den Blick und eröffnen zugleich das Teilhaben aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Rhythmisierung der Anordnung wird durch das Element des Gesangs erweitert. Der Laienchor singt aus dem nicht-endend wollenden Abkürzungsverzeichnis der Stasi. Sein Bild ist in grau als Reliefeffekt gehalten, als ob der Chor zwischen der eintönigen Tapete eines Verhörzimmers und dem inneren eines andächtigen Ortes hängt. Die Abkürzungen sind eine dem Regime eigene Codierung der Sprache, reduziert auf ihre zeichenhafte Bedeutung – die nur der/die Eingeweihte kennt. Diese pure Form des Ausschlusses und der Setzung von Macht einem Chor, dem dionysischen Element schlechthin, zuzuteilen, hat etwas Groteskes. Scheint doch der Chor, ähnlich wie Nietzsche ihn in der griechischen Tragödie sah, die Gefasstheit der Sprache zu unterwandern, so ist auch hier sein sprachlicher Inhalt Ausdruck des Regimes. Eine ähnliche Vervielfältigung von Rhythmen findet sich bei beiden Opernsänger_innen, deren Münder übereinandergelegt ein hermaphroditisches Doppelbild erzeugen, das vom Gesang einzelner Interviewfragen geprägt ist. Es besteht keine Synchronisierung von gesungener Frage und Bild. Viel eher sind die Gesänge die Refrains des Werks, sie tauchen ebenso wie der Chor immer wieder auf, doch wird ihr Inhalt vor dem Spiel mit Tonlagen und eingängigen Wiederholungen nebensächlich. Beide, Chor und Sänger, brechen den Fluss der Aussagen und stellen ihm neue Rhythmen zur Seite, wenn auch bis an die Grenze des Ertragbaren gehend durch ihre Litanei und Wiederholungen. Es ist fast schmerzlich diese Refrains der knappen Worte oder Fragen immer wieder auftauchen zu sehen, und zugleich setzen sie die Arbeit ab, von einem Lehrstück der Erinnerung. Auf sehr subtile und unaufgeregte Art findet die Videooper ohne politisch explizit sein zu müssen zu einer Politik der Wahrnehmung, die Sprache immer einschließt, sie aber auch immer wieder deterritorialisiert. Durch das Spiel der Rhythmen wird Existenz sinnlich aber auch zeitlich vervielfältigt und eröffnet neue Zugänge zur Realität jenseits des Regimes der Identifikation.